

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 4

Sonntag, den 24. Januar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Horowitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wiesbaden, den 30. Mai 19...

Mein liebes Gewissen!

Wieder komme ich zu Dir in meiner Not. Ach, Hilbe, wie hart und unerbittlich ist doch das Schicksal und wie schwer ist es, sich damit abzufinden! Was nützt es, daß ich große Worte machte und Dir wiederholt die Versicherung gab, ich wolle nicht mehr zurückblicken!

Da kommt so eine kleine gedruckte Karte ins Haus geflogen und unser ganzes Ich wird in Aufruhr verlegt. Und leider Gottes stellt es sich dabei heraus, daß alles, was man überwunden geglaubt, nur in uns schlummert, und die mühsam erworbene Ruhe beim geringsten Anstoß aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Doch — laß Dir erzählen!

Als ich gestern nachmittag mit Frau von Heeren und ihrem Dusek von einer Spazierfahrt heimkehrte, meldete der Diener, daß Besuch da gewesen. Er überreichte Frau von Heeren eine Visitenkarte und fügte hinzu, daß die Herrschaften in den nächsten Tagen wieder vorsprechen wollten. Frau von Heeren warf einen Blick auf die Karte und sagte dann erfreut zu Erzellenz von Vente: „Ach, das ist Frieda mit ihrem Mann. Ich freue mich, ihn kennen zu lernen“.

Den Worten weiter keine Beachtung schenkend, suchte ich mein Zimmer auf, um Gut und Tadel abzulegen und setzte mich, da ich wußte, daß Frau von Heeren meiner nicht bedurfte, hin und schrieb einen langen ausführlichen Brief an mein Mütterlein. Bald darauf rief man mich zum Abendessen. Die alte Erzellenz speiste, wie so oft, mit uns, und auch Herr von Heeren war anwesend.

Man sprach bei Tisch über alles mögliche. Die Herren unterhielten sich sehr lebhaft, während wir Frauen meist interessiert zuhörten. Da wendete sich plötzlich Frau von Heeren mit einer Frage an mich.

„Liebe Marianne, haben Sie in S. vielleicht einen Assessor Reinhardt kennen gelernt?“

Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie mich die Erwähnung dieses Namens erschütterte. Es war mir, wie wenn alles unter mir wankte, wie wenn ich selbst zu Stein erstarrte! Mühsam beherrschte ich mich, daß ich nach einigen Sekunden zu antworten imstande war. Dann sagte ich möglichst ruhig, ich hätte den eben erwähnten Herrn öfters in Gesellschaft getroffen.

„Ach, das freut mich. Da können Sie sich ja mit ihm von Ihrer Heimat unterhalten.“ Frau von Heeren ahnte nicht, welchen Schrecken sie mir mit diesen Worten einjagte. „Assessor Reinhardt“, setzte sie erklärend hinzu, „hat die Tochter einer lieben Freundin von mir geheiratet und ist soeben mit seiner jungen Frau hier.“



Hussein Kamel Pascha,
der von den Engländern zum
Abgedenkten von Ägypten er-
nannt wurde.



Djemal Pascha,
der Führer der gegen Ägypten
vorrückenden türkischen
Armee

Leider habe ich heute ihren Besuch verfehlt, aber ich denke, das junge Paar wird mich bald wieder aufsuchen.“

Hilbe, kannst Du es fassen, wie mir zumute war? Ich fühlte ordentlich, wie sich der hell erleuchtete Raum vor meinen Augen verdunkelte; ein anhaltendes Brausen in den Ohren ließ mich die Stimmen der Anwesenden nur aus weiter Ferne vernehmen. Kein Zweifel — ich kämpfte mit einer Ohnmacht.

Da nahm ich meine ganze Willenskraft zusammen, führte mit zitternder Hand ein Glas Wein an die Lippen und hatte, dem Himmel sei Dank, die Schwäche überwunden.

Die Herren sprachen anregend über irgend ein politisches Ereignis, so daß ihnen der ganze Vorgang entgangen war.

Nach dem Essen setzten sich die Herrschaften zum Kartenspiel nieder, und was gab mir die günstige Gelegenheit, mich frühzeitig zurückziehen zu dürfen. Ich schüttelte etwas Kopfweh vor und ging auf mein Zimmer.

Da saß ich nun stundenlang und fragte mich immer wieder: „Was kann ich tun, um diese Begegnung zu vermeiden?“ Aber so viel ich auch nachdachte — ich fand keinen Ausweg.

Ich habe Reinhardt seit unserm letzten Beisammensein, wenige Wochen vor meines Vaters Tode, nicht mehr gesehen. Damals traf ich ihn auf der Straße und er begleitete mich ein Stück Weges, wie er es früher so oft getan. Er sprach von einer Reise in seine Heimat, von Sorgen und Kämpfen, die das Leben mit sich brächte, von Ausbarren und Vertrauen. Wie im Nausche war ich nach Hause gekommen! Wußte und fühlte ich doch, daß diese inhaltvollen Worte an mich gerichtet, von besonderer Bedeutung waren! Ich wußte, daß Reinhardt einer guten, wenn auch

nicht gerade wohlhabenden, so doch in geordneten Verhältnissen lebenden Familie entstammte und begriff nur zu gut, daß ihm von seiten der Seinen manch Hindernis in den Weg gelegt werden würde, wenn die Wahl seiner Frau auf ein Mädchen fallen sollte, das nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet war.

Acht Tage verlebte ich in unbeschreiblicher Aufregung, auf ein Lebenszeichen von ihm wartend. Unaufhörlich beschäftigte mich der Gedanke: Wird seine Liebe den Sieg davontragen und die Bedenken der Familie zu überwinden wissen?

Da — eines Tages von einem Besuch heimkehrend — lag ein Brief in großem Format auf dem Tisch im Wohnzimmer. Ahnungslos, ohne auf den Poststempel zu achten, öffnete ich den Umschlag, irgend eine gleichgültige Anzeige vermutend; doch schon im nächsten Augenblick glaubte ich, die Welt stürze über mir zusammen. Das Blatt enthielt die Verlobungsanzeige Reinhardts.

Du allein, Hilbe, weißt, welche Zeiten ich damals durchlebt und nur mein Stolz, mein fester Voratz, niemanden die Wahrheit ahnen zu lassen, haben mir geholfen, diese bittere Enttäuschung leichter zu tragen. Sieh! — wäre Reinhardt zurückgekehrt, hätte er eine Aussprache zwischen uns herbeigeführt und mich schonend von der unmöglichen Erfüllung unserer Wünsche unterrichtet — gewiß, es wäre ein großer, tiefer Kummer für mich gewesen,

aber seine Persönlichkeit wäre dieselbe geblieben. Ich hätte mich wehen Herzens in das Unvermeidliche gesunden; wir wären im Bewußtsein geschieden, daß äußere Verhältnisse uns trennen, unsere Liebe jedoch wahr und treu geblieben. Und glaube mir, Hilde, ich hätte später, wenn ich erfahren, daß er sich gebunden, ihn und seine Frau gesegnet.

So aber — nachdem er unsere Beziehungen in so rücksichtsloser, ich möchte fast sagen, brutaler Weise gelöst, mußte ich mir allmählich zugestehen, daß ich seinen Charakter überschätzt und ihn auf eine sittliche Höhe gestellt hatte, die ihm augenscheinlich nicht gebührte.

Und nun — nachdem ich redlich gekämpft und beinahe gehofft, daß diese Lebensperiode endgültig zum Abschluß gekommen — nun muß ich erfahren, daß die Welt nicht groß und weit, sondern klein und eng, und daß man stets mit Möglichkeiten rechnen muß, wenn sie auch noch so unmöglich erscheinen.

Noch ist mir das Wiedersehen erspart geblieben. Reinhardts waren bis jetzt nicht da. Heute vormittag arbeitete ich wie gewöhnlich mit Herrn von Heeren. Er ging im Zimmer auf und ab, wie er es gern zu tun pflegt und distillierte aus losen Blättern, die er in der Hand hielt. Ich schrieb aufmerksam nach, doch muß ich gestehen, daß es mir schwer wurde, meine Gedanken beisammen zu behalten.

Das scheint Herrn von Heeren nicht entgangen zu sein. In einer Pause, in der er an den Schreibtisch trat, um, wie ich glaubte, einen Einblick in das Geschriebene zu gewinnen, sah er mich forschend an und fragte:

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein Vode?“

Ich fühlte, wie ich errötete und verneinte die Frage.

Er machte darauf ein etwas verstimmtes Gesicht, zögerte einen Augenblick und sagte dann:

„Ich hoffe, Sie leiden nicht an übertriebenem Pflichtgefühl oder halten uns nicht für rücksichtslos. Wenn Sie sich körperlich oder auch seelisch angegriffen fühlen, so bitte ich Sie, das unumwunden zu sagen, ohne irgend welche überflüssige Rücksichtnahme.“

Ich versicherte nochmals, daß mir ganz wohl sei, worauf er das Diktat wieder aufnahm. Abgesehen — ich vergaß Dir zu schreiben — daß Herr von Heeren so freundlich ist, meine Sekretärdienste besonders zu bezahlen, so daß ich in der glücklichen Lage bin, der lieben Mama einen größeren Zuschuß senden zu können. Frau von Heeren hat diese Angelegenheit gleich in der ersten Zeit auf Wunsch ihres Sohnes geregelt. Ich sträubte mich erst dagegen: es widerspreche mir, eine besondere Vergütung für die freie Zeit, die mir doch einmal zur Verfügung stand, zu nehmen; aber Frau von Heeren erklärte, ihr Sohn würde sonst meine Dienste nicht annehmen, und da fügte ich mich.

Ah, Hilde, wie könnte doch alles so gut und schön sein, wenn das Herz zur Ruhe läme! Aber — bange Dich nicht zu sehr um mich. Ich verspreche Dir vernünftig zu sein. Was liegt schließlich an einer Begegnung? Wir sind uns jetzt doch nur noch Fremde!

Deine Marianne.

W., den 1. Juni 19..

Es ist vorüber, Hilde! Ich meine das Wiedersehen! Wie unvernünftig ist man doch, sich so grenzenlos aufzuregen! Sind wir denn nicht alle Kulturmenschen, die mit der äußeren, überflüssigen Höflichkeit großgezogen werden?

Es ging alles so glatt und einfach, ich könnte beinahe sagen, so nüchtern vorüber, daß ich später — als ich allein war — lachen mußte. Ja, lachen, wirklich lachen! Nicht gerade heiter und befriedigt, wie ein Mensch, der Grund hat sich seines Lebens zu freuen, sondern wie einer, der sich sagt: Wie nichtig ist doch alles im Leben und wie überflüssig, sich unnützen Gedanken hinzugeben! Es kommt ja doch alles so ganz anders! Reinhardts kamen gestern und trafen Frau von Heeren zu Hause. Ich war gerade bei ihr, als sie gemeldet wurden. Aber beruhige Dich, ich hatte mich in den letzten Stunden so unausgesetzt mit dieser Begegnung beschäftigt, daß ich ganz gefaßt war. Ja, als Frau von Heeren

mich nach freundlicher Begrüßung des jungen Paares mit den Worten vorstellte: „Meine liebe Hausgenossin, Fräulein Vode, die Ihnen, Herr Professor, ja nicht fremd ist,“ da trat ich mit vollendeter Ruhe und Sicherheit entgegen, wie wenn es sich um das Wiedersehen eines alten Bekannten handelte.

Anders erging es ihm. Die Begegnung traf ihn unvorbereitet und — so ist nun einmal das weibliche Herz — fast fühlte ich etwas wie Mitleid, als ich seine fassungslose, erschreckte Miene sah. Deshalb sprach ich ruhig weiter, während Frau von Heeren die junge Frau in Beschlag nahm, gratulierte ihm sogar nachträglich zu seiner Vermählung und fragte, ob er sich schon in seinem neuen Wirkungskreise eingelebt habe.

Meine Unbefangenheit ließ ihn die Fassung wiedergewinnen. Mit höflichen, bedauernden Worten erwähnte er den Verlust, den ich erlitten, sprach von seiner reichen Verletzung, die es ihm unmöglich gemacht, sich persönlich zu verabschieden und gar bald bewegte sich unsere Unterhaltung in jenen gleichmäßigen ruhigen Bahnen zweier Menschen, die sich um so weniger zu sagen haben, je mehr sie miteinander reden.

Die junge Frau, die einen ganz sympathischen Eindruck machte, mengte sich dann ins Gespräch, die Unterhaltung wurde allgemein und als Reinhardts uns nach einer halben Stunde verließen, da suchte ich mein Zimmer auf und — lachte. Was ist das Leben doch für eine Komödie, und wie vortrefflich verstehen wir Menschen

Theater zu spielen! Bei Tisch — wir waren mit Herrn von Heeren allein — wurde natürlich des Besuches Erwähnung getan. Frau von Heeren sprach sich sehr erfreut darüber aus, daß die junge Frau augenscheinlich eine gute Wahl getroffen, und ihr Sohn schlug vor, man möge das Ehepaar bald einladen, damit auch ihm dessen Bekanntschaft zuteil würde. Worauf Frau von Heeren in liebenswürdiger Weise erklärte: „Dann lade ich niemand dazu ein, damit Sie, liebe Marianne, auch dabei sein können.“

Und ich sah daneben und lächelte und tat, wie wenn mich das Zusammensein mit einem alten Freunde beglücken würde! Komödie nichts als Komödie!

Aber noch ist die Einladung nicht erfolgt, noch kann ich hoffen, daß irgend ein Hindernis sie unmöglich macht! Inzwischen habe ich mir fest vorgenommen, meine Erregung zu bemeistern und meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Und sollte mir doch noch einmal ein Wiedersehen bestimmt sein — in Gottes Namen — ich werde stark sein! Auch diese Stunde der Prüfung wird vorübergehen und dann wird sich Deine Freundin schon wiederfinden! Also sei unbesorgt!

Schrieb ich Dir übrigens schon, daß sich unser enger Kreis um eine Erscheinung mehr vergrößert? Und zwar in Gestalt einer Frau von Rother, der Witwe eines Rittmeisters? Besagte Dame, die ebenfalls zur weitläufigen Verwandtschaft der von Heeren's zählt, ist eine außerordentlich schide Frau, ungefähr Anfang der Dreißig. Ihre wunderbare, ebenmäßige Figur, das feingekchnittene, von prachtvollem kastanienbraunem Haar umrahmte Antlitz, aus dem ein paar dunkle ausdrucksvolle Augen hervorleuchten, machen sie zu einer wirklich fesselnden Erscheinung.

Frau von Rother scheint in früheren Jahren viel bei Heeren gewesen zu sein — sie lebt jetzt in Köln und ist auch wohl von dort gebürtig — denn sie nennt Frau von Heeren Tante und schlägt Herrn von Heeren gegenüber einen sehr vertraulichen Ton an. Ob ihm das recht ist, weiß ich nicht. Er begegnet ihr in seiner ruhigen, ritterlichen Art, gibt oft heiter ihre kleinen Nedeereien zurück, aber bisher — die Dame ist jetzt acht Tage hier — habe ich nichts bemerkt, daß er ihre ins Auge fallende Vertraulichkeit erwidert. Und was Frau von Heeren anbelangt, so kommt es mir beinahe vor, wie wenn ihr am Besuche der jungen Witwe überhaupt nicht viel liege. Doch kann ich mich darin auch irren, und vielleicht denke ich's, weil mir selbst der Gedanke sympathisch ist. Ich bekenne Dir unumwunden, daß ich Frau Lisa von Rother nicht mag, und natürlich beruht das Gefühl auf Gegenseitigkeit. Also, denkst Du gewiß: Marianne sieht wieder einmal Gespenster! Aber diesmal irre ich mich nicht. Frau von Rother macht kein Hehl daraus, daß ich ihr unsympathisch bin! Was ich ihr getan, weiß ich nicht. Jedenfalls macht sie aus ihrem Herzen keine Mör-



Auf einem Verbandplatz in Nordfrankreich.

dergrube; sie zeigt täglich deutlich ihr Mißfallen an meiner Person und ihre Art mit mir zu verkehren — wenn sie es überhaupt tut — hält die Mitte zwischen Hochmut und beleidigender Gleichgültigkeit.

Daß ich mich daher — wenn sie anwesend — sehr zurückhaltend benehme, wirst Du begreifen. Frau von Heeren, der das nicht entgangen, ist infolgedessen in Gegenwart besagter Dame noch mehr als sonst darauf bedacht, mir die Zugehörigkeit zu ihrem Hause fühlen zu lassen. Das ändert aber nichts an der feststehenden Tatsache, daß Frau von Rother und ich uns nicht leiden können.

Gestern Abend — es war ein herrlicher Abschluß des schönen leuchtenden Sommertages — saßen wir alle im Garten bei einer Maibowle; Frau von Rother, Excellenz Bente, Frau von Heeren, ihr Sohn und ich. Ich war ruhiger als gewöhnlich; das Ereignis des Tages lag drückend auf mir, und die Anwesenheit der jungen Frau hatte auch nicht gerade meine Stimmung gehoben. Da kam zufällig das Gespräch auf mein Amt als Sekretärin, und Herr von Bente fragte scherzend, ob ich nicht auch für ihn Zeit hätte, um seine ausgedehnte Korrespondenz mit Kindern und Entlein zu führen. Er würde froh sein, wenn ich ihn dieser Last entheben wollte! Ich ging auf den scherzenden Ton ein und stellte mich ihm selbstverständlich mit meinen schwachen Kräften zur Verfügung, er brauchte nur zu sagen, wieviel Duzend Briefe ich täglich für ihn zu schreiben hätte.

Inzwischen hörte ich, wie Frau von Rother sich an Frau von

Ich bin bloß müde. Es ist auch Zeit, zur Ruhe zu gehen. Gute Nacht, Herr von Heeren!"

Damit wollte ich an ihm vorüber. Er nahm meine Hand und hielt mich zurück.

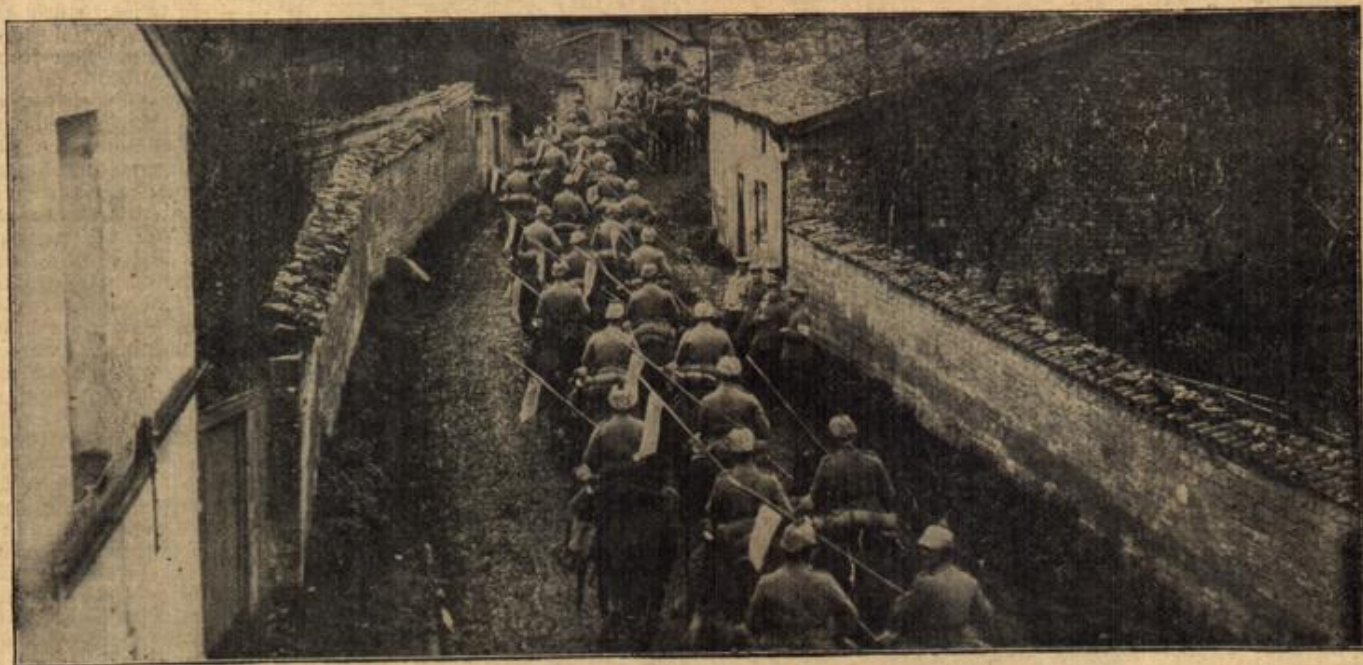
"Gute Nacht!" Seine Stimme klang so gütig, daß mir dabei schon freier um's Herz wurde. "Ruhen Sie sich morgen mal ordentlich aus, Fräulein Bode. Ich beurlaube Sie, lassen Sie einmal Ihre Arbeit liegen."

"Auf keinen Fall nehme ich das an," entgegnete ich rasch. "Ich melde mich pünktlich um zehn Uhr. Diese Arbeit ist mir nur eine Erholung."

"Wirklich?" Wie erfreut das klang. "Nun, dann darf ich Sie Ihnen nicht entziehen. Aber — dann muß ich Sie schon bitten, erst gegen elf Uhr in die Bibliothek zu kommen. Ich habe eben Frau von Rother versprochen, morgen mit ihr auszureiten, und da dürfte es vielleicht etwas später werden."

Damit wünschte er mir nochmals "Gute Nacht", und wir trennten uns. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß ich keine gute Nacht gehabt und stundenlang dalag, ohne Schlaf zu finden.

Die Vergangenheit suchte mich heim mit allen glücklichen und glücklosen Stunden, und als ich endlich ihr energisch den Rücken zuzukehren versuchte und meine Gedanken der Gegenwart zu wandte, da mußte ich mich über mich selbst ärgern. Dieser un-



Deutsche Dragoner in Frankreich.

Heeren mit der Frage wandte, worin meine Sekretärdienste bestanden, und als diese ihr die Erklärung gegeben, traf mich ein solch feindseliger Blick aus den schönen Augen, daß ich ganz betroffen sitzen blieb.

Herr von Heeren schien die ganze Unterhaltung nicht gehört zu haben. Er rauchte schweigend seine Zigarre und war in Gedanken verloren.

Frau von Rother blieb den ganzen Abend von einer sichtlich gemachten Lustigkeit, die immer mehr zunahm. Sie erzählte heitere Episoden, Erlebtes und Gelesenes und brachte oft die ganze Gesellschaft zum Lachen. Das behagliche Beisammensitzen, der schöne Abend, die gute Bowle taten ihre Wirkung.

Nur ich fühlte mich nicht wohl. Das Wiedersehen mit Reinhardt und das Bewußtsein mit einem Menschen zusammen zu sein, der mir augenscheinlich nicht wohl will, lasteten auf mir und machten mich traurig.

Als die Herrschaften gegen elf Uhr aufbrachen, zog sich auch gleich Frau von Heeren zurück, während ich noch einen Augenblick auf der Terrasse verweilte. Die mühsam erworbene Beherrschung verließ mich, und mein Antlitz mag wohl einen schmerzlichen Ausdruck getragen haben, nun ich mich allein glaubte. Da stand plötzlich Herr von Heeren neben mir.

"Können Sie sich auch noch nicht von dem schönen Abend trennen, Fräulein Bode?" fragte er. Dann entzündete er ein Streichholz, um seine Zigarre in Brand zu stecken, und der helle Lichtschein fiel auf mein kummervolles Gesicht.

"Um Gotteswillen, sind Sie krank? Sie sehen ja geisterhaft bleich aus!" rief er, noch näher an mich herantretend.

"Nein, nein!" Ich wehrte heftig ab. "Mir fehlt gar nichts."

glückselige Tag hatte mich so nervös gemacht, daß mich sogar Dinge, die mich nichts angingen, verstimmten.

So z. B. Herrn von Heeren's Morgenritt, der mir doch ganz gleichgültig sein kann. Was kümmert es mich, ob er mit seiner schönen Kusine ausreitet oder nicht!

Aber ich weiß — es ist ja nur Ärger und Bedauern gewesen, daß dadurch unser Zusammenarbeiten leiden könnte.

Und darin habe ich recht gesehen; denn als ich heute früh gegen elf Uhr mich ins Bibliothekszimmer begeben wollte, meldete der Diener, daß Herr von Heeren noch nicht von seinem Ausflug heimgekehrt sei. Als er dann kam, war es zu spät zur Arbeit geworden und wir mußten für heute damit aussetzen.

Herr von Heeren entschuldigte sich bei mir mit den Worten, der schöne Morgen habe ihm zur Pflichtver säumnis verleitet, worauf ich ziemlich kühl erwiderte, es bedürfe gar keiner Entschuldigung, da er ja in dieser Angelegenheit alleiniges Bestimmungsrecht habe. Er sah mich darauf etwas befremdet an, und hinterher mußte ich mir selbst sagen, daß meine Antwort nicht gerade freundlich geklungen haben mochte, aber — ich konnte es nicht ändern. Wäre Herr von Heeren mit wer weiß wem ausgeritten, ich glaube, sein verspätetes Nachhausekommen wäre mir gleichgültig gewesen, nur diese Lisa von Rother — die wirkt so aufreizend auf mich — wie bei den Stieren das rote Tuch.

Ich fürchte, liebe Hilde, dieser Brief wird Dir nicht gefallen. Es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte erst meine erschütterten Nerven beruhigt, ehe ich mich zum Schreiben hinsetzte. Aber ich weiß, Du in Deiner allzeit teilnehmenden Liebe zu mir wirst auch diese Zeilen nachsehen!

Deine Marianne

Mein lieber Schatz!

Ich melde Dir gehorsamst, daß ich Deine Strafpredigt reuig angenommen habe und mich bußfertig vor Dir beuge. Du zankst mich aus, weil ich meine üble Laune an anderen auslasse und wie alle unzufriedenen Menschen in den Fehler ver falle, ungerecht zu sein.

Was kann ich mehr tun, als Dir versprechen, mich zusammen nehmen zu wollen, damit ich nicht noch mehr dieser Schwäche nachgebe. Ob es mir gelingen wird — das muß die Zeit erst lehren. Man sagt, der gute Wille tue alles! Ich sage Dir, die Verhältnisse sind stärker als wir, und wohl dem, der es versteht, sich in all die Unebenheiten des Lebens zu finden.

Doch ich will nicht philosophieren. Da kommt auch nicht viel dabei heraus; denn zum Schluß nützt uns doch bloß die Lebensphilosophie und die muß sich ein jeder selbst zurechtzimmern. Seit meinem letzten Brief ist gar manches vorgefallen, was Dich interessieren dürfte. Ich komme mir jetzt vor wie ein Boot, das, vom Sturm hin und her geschleudert, vergeblich sucht, das Land zu erreichen. Unter „Land“ verstehe ich in diesem Falle die friedliche Ruhe des Gemüts, die ich schon zu erlangen gehofft, während sich bereits neue Wolken am Horizont meines Daseins auf türmten.

Vorgestern waren Reinhardts bei uns zu Tisch. Frau von Heeren hatte die Einladung noch auf die Vertrauten des Hauses, Herrn von Bente und Frau von Rother, ausgedehnt. Muß ich Dir erst sagen, wie wenig erbaut ich davon war, zu gegen sein zu müssen, wie froh, als die Stunden vorüber waren? Ein Glück, daß ich die alte Erzellenz hatte. Herr von Bente plauderte bei Tisch in seiner gemütlichen, scherzhaften Art und gab mir dadurch das seelische Gleichgewicht wieder. Reinhardt unterhielt sich viel und angeregt mit Frau von Heeren und Frau von Rother, zwischen denen er saß, während Herr von Heeren sich der jungen Frau widmete.

Letztere sprach sehr entzückt von Wiesbaden, das sie erst kennen gelernt, und Herr von Bente, der ihr gerade zugehört, stimmte mit ein in das Lob. Dann wandte er sich an mich mit der Frage:

„Nun und Sie, Fräulein Bode, was sagen Sie denn zu unserm schönen Wiesbaden? Sie sind doch auch zum ersten Male hier. Gefällt es Ihnen auch so gut?“

Ein Zufall wollte es, daß im Gespräch der anderen eine Pause entstanden war und alle meine Antwort hören mußten.

Bögernd sagte ich: „Ich muß im voraus betonen, daß mein Urteil über den Ort nichts mit meinem Leben hier im Hause zu tun hat.“

Frau von Rother lachte auf:

„Das nenne ich vorsichtig sein, Fräulein Bode.“

Doch die etwas spitze Bemerkung wurde durch die gütigen Worte Frau von Heeren gemildert:

„Sagen Sie nur ruhig aus, was Sie denken, liebe Marianne. Wir werden Sie schon nicht mißverstehen.“

Da fuhr ich fort:

„Die Stadt Wiesbaden als solche mit ihren schönen Bauten und Anlagen, mit der wundervollen Umgebung muß wohl gefallen. Es gibt gewiß auch nicht viele Städte, die sich durch eine solch glückliche Lage auszeichnen. Aber — so schön ich auch den Ort an und für sich finde — ich muß bekennen, mir ist das Leben und Treiben zu unruhig und zu wechselnd. Ich kann wohl verstehen, daß es auf Fremde, die nicht dauernd hier wohnen, einen großen Reiz ausübt. Was mich selbst betrifft, so kann ich, wenn ich durch die Straßen gehe, das Gefühl nicht los werden, daß hier immer Sonn- oder Feiertag herrscht, und diese Massensammlungen gepudelter und müßiggelender Menschen sagen mir auf die Dauer nicht zu, wirken zum mindesten befremdend auf mich.“

Frau von Rother verzog spöttisch den Mund: „Aus Ihnen spricht das nüchterne norddeutsche Empfinden“. Das veranlaßte Herrn von Bente fortzufahren:

„Oder vielmehr, dieses Empfinden ist in erster Linie auf Ihre Trauerstimmung zurückzuführen. Wenn man schmerzlichen Gedanken nachhängt, wenn wir Schweres erlebt und noch nicht

überwunden haben, dann tragen äußerer Glanz und das heitere Aussehen der Umgebung nur noch dazu bei, uns trauriger zu stimmen.“

Ich fühlte, wie mich bei diesen freundlichen Worten die mühsam erworbene Beherrschung zu verlassen drohte. Fast wäre ich in Tränen ausgebrochen.

Da sah ich, wie Reinhardts Blick teilnehmend und gespannt auf mir ruhte, und das gab mir sofort die Fassung wieder.

Herrn von Bentes Worte galten selbstverständlich der Trauer um meinen Vater; daß ich sonst noch Schweres erlebt, das konnte er ja nicht wissen. Aber er — Reinhardt — wußte es, und nicht um alles sollte er mich schwach und bedrückt sehen.

Daher raffte ich all meinen Mut zusammen und stimmte ruhig bei. „Sie mögen recht haben, Erzellenz. Wenn man so zurückgezogen lebt, kann man sich wohl kein richtiges Urteil bilden. Wer weiß — wenn ein halbes Jahr vergangen —“

Da fiel Frau von Heeren lachend ein:

„Dann werden Sie am Ende so sehr vom Wiesbadener flotten Leben angesteckt sein, daß Ihnen mein Haus zu still erscheinen wird. Aber ich gebe Ihnen nicht so ganz unrecht. Wenn meine Gesundheit es nicht erforderte, wer weiß, ob ich hier immer wohnen würde. So stehe ich ja ganz außerhalb des Trubels und weiche ihm aus, wo ich kann. Nur tut es mir leid,“ fügte sie dann ablenkend hinzu, „daß wir Ihnen bisher so wenig von den Schönheiten der Umgebung zeigen konnten. Leider konnte ich mir in letzter Zeit so gar nichts zumuten.“



Straße in Dirmuiden, das nach heißen Kämpfen von unsern Truppen erobert wurde.

„Wie wär's, liebes Fräulein,“ meinte sich da die junge Frau Reinhardt ins Gespräch, „wenn Sie sich an einem Ausflug nach dem Niederwalddenkmal, den wir in den nächsten Tagen unternehmen, beteiligen wollten? Mein Mann und ich würden uns sehr darüber freuen.“

Du kannst Dir meinen Schreck vorstellen, als diese Aufforderung an mich erging. Ich suchte nach Ausflüchten, sprach davon, daß ich nicht gerne Frau von Heeren allein lassen wollte und dürfte. Aber diese unterstützte nichts ahnend eifrig den Plan, war erfreut, daß sich mir solch günstige Gelegenheit bot, und als Herr von Heeren und Frau von Rother sich auch noch bereit erklärten, an der Partie teilzunehmen, blieb mir nichts anderes übrig, als zuzustimmen. Reinhardt hatte der Einladung seiner Frau nur mit einer Verbeugung und ein paar höflichen Worten zugestimmt. Auch er befand sich ja in

einer unvorhergesehenen Zwangslage, und ich kann mir denken, daß ihm ebenso wenig an einem öfteren Zusammensein mit mir gelegen, wie es umgekehrt der Fall ist. So wurde für den zehnten, also übermorgen, der Ausflug verabredet und zwar soll der ganze Tag dazu genommen werden, da wir gleichzeitig Schloß Rheinstein besichtigen wollen. Herr von Heeren reitet jetzt fast täglich mit Frau von Rother aus und insgedessen fallen unsere gemeinsamen Arbeitsstunden öfters weg. Seiner Mutter scheint das nicht sehr recht zu sein. Ich hörte, wie sie gestern, nachdem er mich wieder einmal für den vormittag freigegeben, zu ihm sagte:

„Glaubst Du, daß Dir diese Morgenritte zuträglich sind?“

Es war nach dem Abendessen im kleinen Salon. Wir waren ausnahmsweise nur zu dreien. Am Fenster stehend, blätterte ich in einer illustrierten Zeitschrift, während Frau von Heeren und ihr Sohn nebeneinander auf dem Sofa saßen und sich unterhielten. Frau von Heeren's Frage veranlaßte mich, hinter der Zeitung nach Herrn von Heeren zu sehen.

Auf seinem Antlitz lag ein humorvolles Lächeln, als er erwiderte:

„Aber gewiß, Mama, die Bewegung tut mir sehr gut. Für mein Körpergewicht ist das Reiten beinahe eine Notwendigkeit.“

Frau von Heeren meinte ärgerlich: „Du willst mich nicht verstehen. Aber schließlich — Du mußt ja wissen, was Du tust.“

„Das denke ich auch.“

Diese kurze Zwiesprache hat mir viel zu denken gegeben. Kein Zweifel, Frau von Heeren sieht Frau von Rother's augenfälliges Kosettieren nicht gern — das habe ich schon längst gemerkt. Nun aber kommt es mir fast vor, als ob sie sich Sorgen machte, als ob sie eine Gefahr befürchtete.

Und dann wieder frage ich mich: Was kann sie eigentlich befürchten? Etwa, daß dieses häufige Zusammensein zu ersten Folgen führen könnte? Und wenn dem so wäre? Was könnte sie dagegen haben? Ist nicht Frau von Rother jung, schön und reich und außerdem eine Frau, die frei über sich verfügen dürfte? Wenn Herr von Heeren sie heiratete, wer sollte an der Verbindung etwas auszusetzen haben?

Er selbst scheint sich jedenfalls in seinen Ritterdiensten sehr wohl zu fühlen. Er ist viel heiterer und lebhafter als in der ersten Zeit seines Hierseins, und die schöne Frau Lisa mag wohl einen großen Zauber auf ihn ausüben, denn er widmet sich ihr unaufhörlich. Kaum, daß er die Mahlzeiten im Hause einhält, wenn sie nicht ebenfalls anwesend ist.

Run — mir kann es recht sein. Wenn sie nach seinem Geschmack ist, so mag er sie nur nehmen. Ich bin zwar überzeugt, daß er keine besonders gute Frau an ihr haben wird, aber einst sagte mir eine kluge alte Dame: Jeder Mann bekommt die Frau, die er verdient! Also — verdient er nichts Besseres.

Heute früh ließ mich Herr von Heeren bitten, in die Bibliothek zu kommen. Ich war so wenig darauf vorbereitet — gewöhnlich sagt er mir jezt den Abend vorher, ob er mich braucht, — daß ich noch im Morgenrock war, als mich seine Botschaft erreichte, und mich erst schnell umziehen mußte.

Als ich eine Viertelstunde später ihn aufsuchte, stand er am Fenster und blickte in den Garten hinaus. Ich sagte einige entschuldigende Worte wegen der Verzögerung, die er kurz zurückwies:

„Bitte, lassen Sie doch die Höflichkeit! Wir sind ja Hausgenossen; da spielt das doch keine Rolle, ob der eine oder der andere ein paar Minuten zu warten hat.“

Ich entgegnete nichts darauf, sondern holte die Papiere und Bücher aus dem Schrank, der an der Wand des Zimmers stand, setzte mich an den Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand. Herr von Heeren war am Fenster geblieben, ohne meinen Vorbereitungen irgend welche Beachtung zu schenken.

Eine Weile wartete ich geduldig. Als ich aber merkte, daß er immer noch sinnend zum Fenster hinaussah, sagte ich ruhig: „Ich bin bereit, Herr von Heeren“.

Da wandte er sich langsam um und trat an den Schreibtisch. Und plötzlich schlug die unvermutete Frage an mein Ohr:

„Wie finden Sie eigentlich Frau von Rother?“

Überrascht sah ich ihn an. Alles andere hätte ich im Augenblick eher zu hören erwartet, als diese Frage.

Natürlich war ich klug genug, mir nichts von meiner Abneigung gegen die schöne Frau merken zu lassen, sondern sagte ziemlich gleichgültig:

„Frau von Rother ist eine schöne, geistvolle Frau. Darüber herrscht wohl nur eine Meinung.“

„Die Sie auch teilen?“

„Gewiß.“

„So, so! Ich bildete mir ein, Sie mögen sie nicht recht.“ Ich fühlte, wie ich rot wurde. Doch möglichst gefaßt erwiderte ich:

„Wie käme ich dazu?“

Herr von Heeren sah mich durchdringend an.

„Sagen Sie immer die Wahrheit, Fräulein Bode?“

Da schwieg ich beschämt.

„Ich weiß“, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß Ihnen die schöne Frau gar nicht gefällt.“

Jetzt war ich empört. Wenn er das wußte, wozu fragte er mich aus?

Run, ich sah ihn jezt kampfbereit an — „und wenn es der Fall sein sollte, wen kümmert das? Frau von Rother und ich sind ganz entgegengesetzte Naturen. Wären wir uns auf fremdem Boden begegnet, wir wären uns sicherlich ausgewichen. Hier im Hause ist das natürlich ausgeschlossen. Aber — was tut das?“

Man kann doch nicht alle Menschen lieben, die man im Leben trifft.“

Herr von Heeren sah mich lächelnd an. Mein Eifer schien ihn zu belustigen.

„Also eine ausgesprochene Abneigung! Und der Grund dafür?“

Da riß mir die Geduld.

„Bitte, Herr von Heeren, wenn Sie sich dafür so sehr interessieren, so wäre es vielleicht einfacher, Sie fragten die Dame selbst, weshalb sie mich mit ihrem Haß beehrt. Meine Gefühle für Frau von Rother sind wohl erst die Folge ihres seltsamen Benehmens. Ich weiß nicht, was sie gegen mich hat; daß sie mir aber nicht wohl will, das fühle ich.“

Zu meiner größten Überraschung wurde mir darauf die Antwort: „Da könnten Sie schon recht haben.“

„Ja, aber weshalb denn?“ Erstaunt sah ich ihn an.

Er blickte zur Seite und sagte ruhig:

„Es gibt Menschen, die keine anderen Götter neben sich dulden.“

Ich lachte belustigt auf.



Abwehr der Russen in Ostpreußen: In Feuerstellung bei Darkehmen.

„Lieber Gott, wie könnte ich Frau von Rother gefährlich werden? Sie, diese elegante, vornehme, unabhängige Frau und ich — ein einfaches Mädchen, das für seinen Lebensunterhalt sorgen muß.“

Er warf mir einen sonderbaren Blick zu. Dann meinte er lachend: „Vielleicht paßt es ihr nicht, daß die alte Erzelsenz Ihnen so den Hof macht.“

Doch ich war nicht zum Scherzen aufgelegt. Ich schob ihm die Papiere, aus denen er diktieren wollte, zu und fragte kurz: „Wollen wir nicht anfangen? Was geht mich auch Frau von Rother an!“

Und er — statt, daß ihn meine unhöfliche Art verletzen sollte, stimmte ruhig bei:

„Ja eben, was geht Sie auch Frau von Rother an!“

Damit nahm er die losen Blätter auf und fing an zu diktieren. Jetzt, wo ich Dir das Gespräch wiedergebe, muß ich mich von neuem fragen: Was hat er eigentlich damit bezweckt. Kann es ihm nicht mehr als gleichgültig sein, was ich von Frau Lisa denke? Oder wollte er mich gar nur ärgern, wollte mir zeigen, daß ihn meine Abneigung belustigte?

Unwillkürlich fange ich an, auf den ersten Eindruck, den Herr von Heeren auf mich gemacht, zurückzukommen. Ich glaube, er macht sich doch nichts aus mir, und seine deutliche Vorliebe für diese unangenehme Frau wird wohl das Gefühl nur noch bestärken. Run — ich kann's nicht ändern, selbst wenn

dem so sein sollte! Es tut mir auch gar nicht leid, daß ich ihm so unumwunden meine Ansicht gesagt! Er hat ja die Wahrheit hören wollen! Übermorgen geht's also auf's Niederwalddenkmal! Wenn ich denke, wie oft ich mir in früheren Jahren gewünscht, solch herrliche traute Stätten unseres Vaterlandes aufsuchen zu können, und wie wenig mir heute, da es mir geboten wird, daran liegt!

Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß mir dieser Genuß durch Reinhardt und seine Frau zuteil werden soll?

Doch was soll ich tun? Ich kann mich nicht ausschließen und habe niemand, dem ich mich darin anvertrauen könnte!

So heißt's eben, weiter Komödie spielen! Dabei fühle ich mich so als fünftes Rad am Wagen! Reinhardt mit seiner jungen Frau — Frau von Rother mit Herrn von Heeren — nur Deine Freundin bleibt einsam und für sich.

Dafür will ich mich um so mehr der Natur und Kunst widmen und verspreche, Dir einen getreuen Bericht zu senden.

Deine Marianne.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel-Bähn.

Ein rheinischer Prophet.

(Nachdruck verboten.)

An einem schönen sonnigen Herbsttage wanderte ich die breite Frankfurter Straße hinab, die den Westerwald überquerend, die beiden Handelsplätze Köln und Frankfurt verbindet.

Der erste Napoleon hat die schöne Kunststraße angelegt und ausgebaut; als einfacher Weg ist die Straße uralt. Auf ihm marschierten die Österreicher zu ihren damaligen Besitzungen in den Niederlanden, und auf derselben Straße zogen sie später ab, als die Heere der jungen französischen Republik ihnen auf den Fersen saßen. Links und rechts der Straße fanden wechselvolle Gefechte und Schlachten statt, so vor allem die auf der Kirchheide, die sich bis Uderath hinzog. Heute ist die schöne Straße fast verlassen. Doch blüht eine sonderliche Romantik in diesen Landschaften und lebendig ist die Erinnerung an die alten Zeiten geblieben.

Hier hörte ich zuerst von Spiel-Bähn, dem Wahrsager.

Diese Straße war ich gewandert den ganzen Tag und kam gegen Abend an die Stelle, wo sie den Rücken des Westerwaldes hinabsteigt, in die fruchtbare Sieggegend. Hier liegt die Bauerschaft Käsberg, und der letzte Höhenrücken heißt auch der Käsberg. Fern über dem Rhein ging die Sonne zur Rüste. Scharf hoben sich vom Abendrot die Konturen der Siegburger Abtei und drunten lag im fatten Schein der Abendsonne das schöne Land, drin die blühende Sieg floß.

Ich warf mich auf den Grabenrand und genoß in vollen Zügen das herrliche Landschaftsbild. Da näherte sich mir ein steinalter Mann, der eine weidende Kuh am Stride führte. — „Schön ist die Gegend“, fing er ein Gespräch an.

„Wunderschön“, sagte ich. Dann gab ein Wort das andere und der Alte, er trug die Last von sechsundachtzig Jahren auf dem krummen Rücken, erzählte eine seltsame Geschichte. Der Straßenaufstieg auf den Käsberg sei früher, vor hundert Jahren, viel steiler gewesen wie jetzt. Damals nun habe im Sieglande ein seltsamer Mann gelebt, den man den Spiel-Bähn geheizen, und dieser habe das, was komme, vorherzagen können. So habe er auch prophezeit, daß, wenn die Straße bequemer gelegt und der Käsberg abgetragen werde, dann ein mächtiger Kirchenfürst gefangen fortgeführt würde. Die Straße sei nun wirklich 1837 verlegt und der Käsberg abgetragen worden. Zu gleicher Zeit aber habe man den Erzbischof Clemens von Köln gefangen gesetzt. „Das hat Spiel-Bähn“ vorhergesagt.“

Ich lächelte ein wenig und meinte: „Das wird sich wohl so getroffen haben. Wer aber war Spiel-Bähn?“

„O nein, das war kein Zufall. Der Bähn hatte auch dem Küster von Geistingen das Sterben angesetzt, wenn der Käsberg abgetragen würde. Und als er abgetragen ist worden, ist der Küster gestorben. Der hieß Haupt. Das weiß ich noch alles ganz genau. Ich war damals ein kleiner Junge und habe ihn mit begraben.“

„Das ist aber seltsam. Aber wer war Spiel-Bähn?“

„Spiel-Bähnchen! Der ging mit einer Violine. Es war ein armer Mensch, der kein Dach über seinem Kopfe hatte. Der schlug sich mit Spielen so durch die Welt. Überall aber war er gern gesehen, weil er prophezeien konnte. Das vom Käsberg hat er vorhergesagt und es ist auch eingetroffen, und noch vieles andere.“

„Glaubten ihm denn die Leute seine Prophezeiungen?“

„Nicht alle, die haben es aber dann am eigenen Leibe spüren müssen.“

„Wieso denn?“

„Da war in Birlinghoven zum Beispiel ein reicher Schöffe. Bei dem fand Spiel-Bähnchen oft Unterkunft. Der lachte den alten Musikanten nur aus. Dem Schöffen aber hat Bähn prophezeit, daß er nicht auf dem Bette sterben werde. Und siehe, als der von einer Kindtaufe abends nach Hause kam, ist er am Wege liegen geblieben und erfroren in der kalten Winternacht. Noch heute steht dort am Wege ein Steinkreuz, worauf das zu lesen ist. Es ist am zweiten Januar 1792 passiert.“

Der alte Hirte erzählte mir noch vieles von dem Manne, der vor mehr denn hundert Jahren rastlos das Land durchzog und so seltsam wahrzagen gekonnt. Der Abend war längst hereinge-

brochen, als ich Abschied von dem Alten nahm und Honnes zuwanderte.

Auch Bonn hat Spiel-Bähn in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Zu seiner Zeit pflanzte man hier am Rheinufer eine Anzahl Bäume. Als er das auf einem seiner Streifzüge gewahrte, rief er aus: Wenn die mal groß sein werden, kommen die Franzosen und binden ihre Pferde daran fest; dann aber werden sie in die Stadt gehen und diese plündern, und die Bewohner drangsalieren.

Als nun die Franzosen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Rheinlande überschwemmten und auch die gute Stadt Bonn in Not brachten, erinnerten sich die Leute der Prophezeiungen Spiel-Bähns und sagten: Das hat Bähnchen vorhergesagt. Seht, die Bäume sind groß am Rhein und angebunden stehen an ihnen die Pferde der Franzosen.

Im Laufe der Zeit habe ich dann auf Geschäftsreisen fast alle Dörfer der Sieggegend und des Westerwaldes berührt und überall fand ich das Andenken an den rätselhaften Spielmann und Propheten noch wach. Da fielen mir eines Tages auch einige vergilbte Blätter in die Finger, die vor einem halben Jahrhundert erschienen und das Leben Spiel-Bähns besprachen. Ein merkwürdiges Lebens- und Zeitbild erwuchs mir aus dem allen, und mit tiefem Staunen erlah ich, wie manches von den Vorherzungen Spiel-Bähns eingetroffen und wie zäh überall das Volk die Glaubwürdigkeit des längst verstorbenen Musikers und Wahrsagers festhielt.

Tatsächliche Urkunden melden, daß Spiel-Bähn am 23. Februar 1783 auf dem Kirchhofe St. Marien-Abt in Köln beerdigt wurde. Er war etwa um 1690 in Eschmar an der Sieg geboren, mit hin dreiundneunzig Jahre alt geworden. Sein Vater war dort Leinwandweber und mit dem durchzog er von der Zeit an, daß er laufen konnte, das Land, um die Leinwandstücke mit abziehen zu helfen. Hier legte sich wahrscheinlich der Grund zu seinem späteren rastlosen Wanderleben. Er lernte die Geige streichen und wurde Musiker. Da er viel mit Leinwand auf die Siegburger Abtei kam, gewannen ihn die Mönche lieb und es scheint, als ob er eine Zeit lang als dienender Bruder und Landbote unter ihnen gelebt habe.

Er soll sogar im späteren Lebensalter im Auftrag oder als Begleiter der Franziskaner von Köln nach Rom zum Heiligen Vater gewandert sein. Mit seinem richtigen Namen hieß er Bernhard Rembolt. Aus Bernhard ist dann das Bähn oder Bähnchen entstanden und seine Tätigkeit als Musiker lieferte das „Spiel“ — Spiel-Bähn war fertig.

Seine Wahrsagungen sollen seinerzeit aufgezeichnet, und diese Aufzeichnungen noch vorhanden sein. Sie weisen einige hundert-

zwanzig Verse oder Sätze auf. Sie sind so allgemein gehalten, wie die Weissagungen des delphischen Orakels und können auf die verschiedenste Weise gedeutet werden. Da war es denn kein Wunder, daß die Vorherzungen vielfach eingetroffen sind.

Allgemeiner bekannt, auch auf der linken Rheinseite, ist seine Vorherzage einer furchterlichen Schlacht im Naderthal bei Köln. Noch vor zwanzig Jahren bildete dieses blutige Zukunftsereignis das beliebteste Gesprächsthema in den Fuhrmannsherbergen. Man graute und fürchtete sich davor; man fand auch einige die darauf hofften. Von später tatsächlich eingetroffenen Ereignissen hat Spiel-Bähn angeblich vorhergesagt: den Brand der Siegburger Abtei im Jahre 1772 am ersten Januar, die Grausamkeiten während der französischen Kriege, die Zerstörung von Kloster Heisterbach, die Errichtung eines optischen Telegraphen, jetzt Forsthaus Telegraph auf der Wahner Heide, und die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Letztere Prophezeiung kleidet er in die Worte: Die schwersten Schiffe werden den Rhein hinauflaufen ohne Pferd und Wind.

Zu den mehr allgemeinen und unsicheren Vorherzungen sind zu rechnen: die Verlegung einer Irrenanstalt in die Gebäude der Siegburger Abtei um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auch finden sich dunkle Andeutungen auf die Einigung des deutschen Reiches und auf die Regierung eines mächtigen Kaisers, der der Menschheit den Frieden geben soll. Sogar die Luftschiffahrt wird vorausgesagt, und zwar mit den Worten: „Die Menschen werden den Vögeln nachahmen und durch die Lüfte fliegen.“ Sehr viel spricht der Wahrsager von der Glaubens- und Sittenlosigkeit der kommenden Welt. Spiel-Bähn sieht auch bei Mondorf eine Brücke über den Rhein bauen. Dann sei es rasch, mit den ersten hinüber zu gehen ans andere Ufer; doch soll man nur so lange sich dort



Nach dem Kampf. Gefangene Russen auf dem Transport.

„haben“ schließe alles Glück der Welt ein, ersehe, was der Mensch sonst entbehren muß.

Die letztere Prophezeiung ist bezeichnend für die Art, wie Spiel-Bahn die Zukunft voraussagte: ganz allgemein gehalten, auf hundertelei Fälle anwendbar, sodaß es leicht eintreffen konnte, und wenn es nicht eintraf, stand man noch in Erwartung, daß es kommen werde. Bei Mondorf ist viele Male von den Pionieren eine Brücke geschlagen worden, auch war es gewiß für manchen Zeit, dann auf die andere Seite zu kommen, weil er eben hinüber mußte, und wenn er drüben war, konnte er höchstens ein siebenpfündiges Brot verzehren, weil dann die Pioniere die Brücke wieder abbrachen.

Spiel-Bahn hat von sich selbst vorhergesagt, daß seine Gebeine nicht lange in der ersten Ruhestätte verbleiben würden, und hierin hat er recht behalten. Als der Friedhof Maria-Ablass in Köln aufgehoben wurde, kamen seine sterblichen Überreste nach Melaten. Wegen der eingetroffenen Vorherfrage des Brandes der Siegburger Kloster-Abtei wurde Spiel-Bahn sogar als Brandstifter verdächtigt und hinter Schloß und Riegel gesetzt. Nach Jahresfrist mußte man den Unschuldigen freilassen. Bei dieser Gelegenheit quälten ihn drei Amtspersonen, er möge doch auch ihnen die Zukunft vorher-sagen. Nach langem Drängen gab er nach und prophezeite dem ersten einen Beinbruch infolge Sturz mit dem Pferde, der zweite sollte im Glend verkommen, und der dritte würde eine zweite Frau nehmen, zwei Kinder erhalten und zu einer bestimmten Zeit sterben. Diese Vorhersagungen sollen auch tatsächlich eingetroffen und sogar beurkundet sein.

Freilich gilt dieses „hätte ich“ nicht immer Geld und Gut, auch Glück und Erfolg ist dabei gemeint und wird nicht minder sehnsüchtig erstrebt. Es gibt Menschen, die mit scheelen Augen auf andere sehen, die das besitzen, was sie selbst trotz aller angewandten Mühe nicht erreichten und die dann in ihrem Herzen dem Reid Raum geben, die Hände ringen und stöhnend sprechen: „Ach, hätte ich“.

Wenn wir uns ernstlich Mühe geben über das Leben nachzu-denken, so werden wir manche gesunde Lehre empfangen. Ein jeder hat sein Kreuz zu tragen, wir können nicht durch die glänzende Außenseite in das Menschenherz sehen. Vielleicht gäbe mancher gern sein Hab und Gut her, um das er beneidet wird, wenn dadurch das geheime Weh, das seine Seele leidet, gelindert würde.

„Ach, hätte ich dieses oder jenes doch anders gemacht“, hört man auch oft sagen. Und das Menschenkind, das so spricht, ringt die Hände und malt sich aus, wie es wäre, wenn es anders ge-handelt hätte. In nutzlosen Klagen vergeht die Zeit, die niemals wiederkehrt. Sich sein Leben in den gebotenen Verhältnissen angenehm zu gestalten ist eine Kunst, die sich jeder Mensch selbst eringen muß. Wir sollen nicht tatenlos die Hände in den Schoß legen und auf das Glück, den Erfolg warten, nein, mutig aufwärts streben und selbständig handeln. Alle „hätte ich“, alle „wenn“ führen nicht zum Ziele, wenn wir nicht unsere eigene Kraft, unser Willen daransetzen.



Der König von England (1) und der König von Belgien (2) mustern die belgischen Truppen in Deurne. Hinter dem König von England der Prinz von Wales (3).

Nach allem erklärt es sich, daß noch heute der Glaube an die Gabeder Vorherfrage Spiel-Bahns stark verbreitet ist. Das Volk geht aber noch weiter. Bedeutende Unglücksfälle, Hagel und Wettererschlag, verheerendes Hochwasser, Kriege und Revolutionen, die vorgekommen sind, soll Spiel-Bahn vorhergesagt haben. Bei solchen Gelegenheiten heißt es: „Das hat schon Spiel-Bahn prophezeit.“

Lange ruht der wandernde und wahr-sagende Spielmann schon im Grabe, hundertfünfzig Jahre fast, und noch immer gehen seine Wahr-sagungen unter den Landleuten seiner Heimat um. Kein Denkmal von Erz oder Stein wurde ihm gesetzt, aber tief eingegraben ist in den Herzen seiner Landleute seine seltsame Geschichte und seine allerdings nicht unbefruchtete Sehergabe.

Ich durchwandere die Dörfer der Grafschaft, der Rheinbacher Gegend, die der Sieg und des Westerwaldes: Wo ich nach dem Alten frug, leuchteten die Augen und das Herz ging auf und die Leute erzählten ohne Ende. So eigentümlich der Mann, sein Leben, seine Vorher-sagungen waren, so seltsam sind auch diese noch lebenden Überlieferungen. Es läßt sich dies wohl nur dadurch erklären, daß man auf dem Lande nach harter Tagesmühe auch für das Geheimnisvoll-Unfaßbare noch ein Plätzchen im Gemüte hat.

„Hätte ich.“

Von Erila Walden.

(Nachdruck verboten.)

Wie oft hört man diesen Ausruf — sehnsüchtig — verlangend, klagend von jungen und alten Lippen. Man sollte meinen, das

Wir sollen unsere Wünsche auf erreichbare Dinge richten und dann frohen Herzens unsere Pflichten ausüben in Haus und Welt und für jede Freude, die in unser Leben fällt, Gott dankbar sein, das gibt innere Zufriedenheit, frohen Mut und wir brauchen nicht in die Worte auszubrechen „hätte ich“.

An Deutschland.

Die Welt ward neu geboren,
Da Alle dir geschworen
Der Treue Eid,

In's blut'ge Todesringen
Laßt helle Funken springen
Der Freundschaft,

Die heil'gen Fahnen fliegen,
Wahrheit will siegen — siegen
In Ewigkeit.

Jos. Lichtenberg.

Unsere Bilder.

Sussein Kamel, der neue ägyptische Sultan von England's Gnaden, ist ein Oheim des Khediven Abbas II. Hilmi und ein Sohn Ismail-Paschas, der von 1863 bis 1879 in Ägypten herrschte.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Die Gefahr erkennt einen königlichen Ge-
bieter an: er heißt Mut.

Du seist wer du seist,
Das sei dein größt Geschäft,
Daß du die besten Kräfte
Dem besten Zwecke weihst.

Die Bestattung der Feinde einst und jetzt.
Stürzlich ist zum erstenmal in diesem Kriege
eine Waffenruhe gefordert und bewilligt

wesen. Wir wissen, daß Achilles den Leich-
nam Hektors schleifte und den Hunden preis-
gab und ihn erst gegen ein Lösegeld seinem
Vater Priamos auslieferte, der ihn dann
feierlich bestatten ließ. Auch von Xerxes
wird überliefert, daß er an dem Leichnam
des Leonidas noch unwürdige Rache nahm,
indem er anordnete, daß dieser verstümmelt
und gekreuzigt werden sollte. Die Nichtge-
währung eines Grabes im Altertum er-
scheint um so grausamer bei der damaligen
Annahme, daß ein Unbestatteter hundert
Jahre ruhelos umherirren müsse; daher bei
den Griechen denn auch die Sitte bestand,
jedem zufällig gefundenen Toten durch Auf-

Anzeichen. „Was macht denn eine Che? —
„Recht grob ist er in der letzten Zeit.“
„Aha — da wird er bald wieder was!“
Die Scheinwerfer. Flieger (als er über
Paris fliegt): „Wie nett, die ganze Stadt
hat meine wegen illuminiert.“

Ein langer Gruß. Hausherr: „Mei e
Frau war schon aufgestanden, als ich die e
Nacht aus dem Wirtshaus kam; sie begrüß e
mich gleich mit einem fröhlichen „Guten
Morgen!“ — Nachbar: „Hab's gehört . . .
von vier bis sechs Uhr.“

Englische Spionenfurcht. Der „Evening
Standard“ veröffentlicht folgenden Dialog:
„Was machen Sie hier? Sie wollen doch



Betende Türken an Bord eines Kriegsschiffes.

worden: die Engländer durften ihre Toten
begraben, ohne durch unsere Kugeln gestört
zu werden. Uns ist es bisher nicht so gut
gegangen. Wir haben oft im feindlichen
Geschützfeuer dieser traurigen und doch so
liebvollen Pflicht genügen müssen. Aber
wir haben ihr genügt. Den Bedürfnissen
einer zivilisierten Nation entsprechend, ha-
ben wir die Leichen unserer Kameraden und
die Leichen unserer Feinde, selbst unter den
schwierigsten Verhältnissen, beerdigt.

In früheren Zeiten war das anders. Der
primitive Mensch, von Natur grausam,
konnte den Haß, den er dem lebenden Ge-
gner gegenüber empfand, auch dem Toten
gegenüber nicht unterdrücken, und dieser
Haß zeigte sich mit Vorliebe in der Verwei-
gerung eines Begräbnisses. Selbst bei ei-
nem so kultivierten Volke wie die Griechen
ist die Verweigerung der Bestattung lange
Zeit mit ein berechtigtes Kampfmittel ge-

streuen von drei Handvoll Erde zur Ruhe zu
verhelfen. Die Griechen waren wohl auch
das erste Volk, bei dem sich die völkerrecht-
liche und religiöse Pflicht entwickelte, auch
den gefallenen Feinden Bestattung zu ge-
währen. Mit der zunehmenden Gesittung
ist dieses Pflichtbewußtsein auf fast alle
Völker übergegangen. Schon Hannibal ließ
im ersten punischen Krieg dem gefallenen
Tiberius Gracchus ein feierliches Leichen-
begängnis bereiten und seinen Leichnam
nach der damaligen Sitte auf dem Schlach-
tfelde verbrennen. Die Römer folgten erst
später, doch wissen wir schon von Julianus,
daß er 375 n. Chr., nach der Schlacht bei
Straßburg, die gefallenen Freunde und
Feinde ohne Unterschied bestatten ließ.
Heute ist, wie erwähnt, diese Sitte, die auf
der Achtung von Tapferkeit und Pflicht-
treue auch beim Feinde beruht, wohl allen
zivilisierten Völkern gemein.

sicherlich spionieren!“ fragt ein Schutzmann
ein verdächtiges Individuum. — „Nein, ich
wollte nur einbrechen!“ — „Dann ent-
schuldigen Sie, bitte!“

Rätsel.

Die erste such' im A-B-C,
Die letzten beiden birgt die See;
Der Fischer holt sie heraus,
Beliebt sind sie in jedem Haus;
Das Ganze ist der Treu' Symbol
Und jedes Pärchen kennt es wohl.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Hölze.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktoren:
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Ruhr).